



Schein und Wahrheit.

Aus dem Nachlasse von Elise Ehrhardt.

(Fortsetzung.)

„Er besuchte das Haus ihrer Verwandten, einer Witwe, bei der sie nach dem Tode ihrer Mutter wohnte, immer seltener; endlich machte er eine halbjährige Reise durch das sübliche Deutschland nach Italien, und Fräulein Morgenthal wartete seine Zurückkunft nicht ab. Sie reiste nach einem vierzig Meilen von hier entfernten Frauenstifte, wo eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter als Stiftsdame lebte. Ihre verweinten Augen, ihre blasse Gesichtsfarbe, ihr fast ohnmächtiges Hinstanken nach dem Reisewagen, zeugten bei ihrer Abreise von dem tiefen Grame, der an ihrem Leben nagte.“

„Professor Bahrens kehrte bald darauf zurück. Er selbst erklärte nun seine Verbindung mit Fräulein Morgenthal für aufgelöst, ohne einen andern Grund, als den seines veränderten Entschlusses anzugeben. Man meinte sogar, es habe den Anschein, als gehe er in die Absichten einer reichen Wittwe ein, und werde sich mit dieser verbinden. Dies geschah nun zwar nicht, vielmehr richtete er sein ganzes Hauswesen so ein, daß daraus zu schließen war, er wolle unverheirathet bleiben. Sein staatsbürgerlicher Wirkungskreis vergrößerte sich indessen, Fräulein Morgenthal und sein Treubruch gegen sie wurde vergessen, und heute an seinem Begräbnistage werden nur seine Tugenden gerühmt. Aber die Wahrheit macht mit der Zeit jeden Nimbus verschwinden; so wird es auch in diesem Falle geschehen, und wenn etwa der Biograph des Gepriesenen bei zu vielem Lichte um Schatten verlegen sein sollte, so ist in dieser Geschichte ein starker Schattenzug zu finden.“

Der Erzähler schwieg, seinen Wig ein wenig hämisch belächelnd. Mein Nachbar flüsterte mir zu: „Dieser gehört nicht zu den Freunden des Professors, wie Sie schon merken werden ... aber leider — wahr ist

die Geschichte, die er da eben erzählte; dem läßt sich nicht widersprechen.“

So hörte ich denn aus dem Munde des gebildeten Standes bestätigt, was mir schon vor zwei Stunden im Volkston verkündigt war. Es gefiel mir nicht länger an der Tafel, ob sich gleich die Unterhaltung nun mehr auf andere, heitere Gegenstände hinspann. Ich suchte mein Zimmer, und da diese Nacht die erste nach zweien auf dem Postwagen durchschaukelten war, wo ein gutes Bett den Müden umsing, so ließ sich der erquickende Schlaf nicht lange erwarten, sondern senkte alsbald seinen Wohnkranz auf meine Stirn herab. Indessen trieben die gestern empfangenen Eindrücke noch im Traume ihr neckendes Spiel mit mir, und bald mußte ich über den Marienkirchhof zwischen offenen Gräbern hinstolpern, bald trat an dessen Pforte der ernste Mann, wie vor drei Jahren, mir entgegen, aber, anstatt daß er mir damals Schweigen gebot, sprach er jetzt: „Rede, junger Mann! rede! Die Zeit hat das Siegel gelöst!“ — Ich wollte ihn bei der Hand festhalten, ihn fragen — — vergessens — seine Gestalt zerrann, wie ein Luftbild, im Nebel des Traumes, und nun befand ich mich auf ein Mal auf einem Berge, am Fuße einer hohen Pyramide, an welcher viele Namen eingeschrieben standen. Die Schrift war aber schwarz auf grauem Grunde, so daß ich sie im Dämmerlichte der Nacht nicht zu lesen vermochte. Plötzlich stürmte ein bunter Volkshaufen daher, in dessen Mitte ein wunderbar gepuhtes Weib hervorragte. Sie blies in ein schallendes Instrument, das sie in der Hand hielt. Buben und Mädchen tanzten darnach in gaukelnden Sprüngen, taumelten zu Boden, rafften Sand und Koth auf und bewarfen damit die Schrift an der Pyramide. Auf ein Mal aber blies, mächtiger als des Weibes Trompete, von Westen her ein gewaltiger Sturm; eine dichte, graue Staubwolke hüllte den tollen Troß ein; ich selbst fiel betäubt mit zur Erde nieder. Als ich mich, zum Bewußtsein zu-

rucklehrend, wieder aufrichtete, war alles verschwunden. Nur die Pyramide ragte in ihrer unerschütterlichen Größe hoch zum blauen Himmelsdom empor, und eine lichtweiße Gestalt, deren Stirn eine feuerfarbene Binde schmückte, schwebte herab aus lichten Wolken, verwehte mit einem Palmzweige den Staub von der Pyramide, und hell strahlte die aufgehende Sonne die Schriftzüge auf derselben an, daß sie wie reines Gold auf Saphir glänzten. Ich las mehrere Namen, unter denselben auch den Namen Bahrens — und — ich erwachte.

Geschäftsverhältnisse zerstreuten mich. Es wollte mir dies Mal nicht gelingen, den Hauptzweck meiner Reise so bald als ich wünschte zu erreichen. Das Haus, an welches ich hierher mit wichtigen Aufträgen in Angelegenheiten unseres Hofes gesandt war, erwartete erst Depeschen von Seiten einer andern befreundeten Macht, auf deren Zustimmung sein Eingehen in unsere Vorschläge beruhete. Da nun mein längeres Verweilen in . . zwecklos schien, und mich andere Verzweigungen meiner Aufträge an einen andern, eine Tagereise von hier entfernten Ort riefen, so entschloß ich mich, mit nächster Post dahin abzureisen, und erst nach erhaltenen Nachrichten zur weiteren Förderung unseres Hauptgeschäfts nach . . zurückzukehren. Die Post fuhr gegen Abend ab, und ich begrüßte den folgenden Morgen im Angesicht eines wunderschön gelegenen Bergstädtchens, wo ich einige Tage zu verweilen gedachte. Es erwartete mich daselb ein freundlicher Gasthof. Der Wirth, mein guter Bekannter, hatte gewöhnlich, wenn ich hier durchreisete, ein Zimmer für mich in Bereitschaft, welches er scherzweise mein Wohnstübchen nannte. Auch dieses Mal hoffte ich darin zu wohnen, und fragte gleich beim Eintritt ins Gastzimmer: „Nun, wie steht's? Ich kann doch in mein Stübchen einziehen?“

Ein wenig verlegen antwortete mein Wirth: „Schade, daß Sie nicht eine Stunde früher eintrafen; so eben hat ein Herr und eine Dame für heute von No. 4 Besitz genommen, aber No. 5 steht zu Ihrem Befehl; ein nettes Zimmerchen, eben so eingerichtet wie No. 4 und ganz neu tapezirt!“ — — Nun, ich mußte es mir schon gefallen lassen, obgleich ich mein grünes Stübchen lieber gehabt hätte, denn ich hänge im Häuslichen sehr an gewohnten Gegenständen.

Auf dem Vorsaale begegneten mir meine heutigen Vorläufer; ein junger, schön gewachsener Mann im eleganten Morgenanzuge führte eine Dame, deren Gestalt und Kleidung ganz zu der ihres Begleiters paßte. Ein

zartes Rosengesichtchen blickte unter dem Reifehute hervor, und mit anmuthiger Verneigung schwebte sie am Arme ihres Führers die Treppe hinab. Dieser sah, nachdem wir uns als Fremde begrüßt hatten, sich noch ein Mal nach mir um, und — war es Täuschung? — nein! ich hatte diesen braunen Lockenkopf schon ein Mal gesehen, ich war ihm auf meinen Wegen schon irgendwo begegnet, ja ich mußte sogar schon ein Mal mit ihm geredet haben; aber wo? dieses wollte mir trotz alles Nachsinnens nicht klar werden. Nach einer halben Stunde, als ich eben mit meiner einfachen Reisetoylette fertig und im Begriff war, einen Spaziergang in die reizenden Umgebungen des Städtchens anzutreten, wurde an meine Thür geklopft, und auf mein: „Herein!“ blickte der braune Lockenkopf durch die halb geöffnete Thüre.

„Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit,“ sprach er, „ich konnte dem Zuge nicht widerstehen, ich muß Gewißheit haben, ob ich mich täusche — oder — nein, ich täusche mich nicht! Sind wir nicht alte Bekannte? — Sind Sie nicht Woldemar?“

Es fiel mir, indem er mit diesen Worten näher auf mich zu trat, wie Schuppen von den Augen: „Lichtenfels!“ rief ich aus, ihm entgegen eilend, „ist's wahr? Sind Sie es wirklich?“

„Ich bin's,“ versetzte er, und nun begrüßten wir uns mit herzlichem Bruderkusse.

Ich hatte diesen jungen Mann vor zwei Jahren in unserer Residenz kennen gelernt, wo er sich einige Wochen als Sekretair des . . schen Gesandten aufhielt. Er war ein gar lieber trefflicher Mensch, sah aber damals etwas kränklich aus, dahingegen er jetzt in der frischesten Gesundheit blühend vor mir stand. Dies der Grund, warum ich ihn nicht auf den ersten Blick wiedererkannt hatte. Es ergab sich im Laufe unsers Gesprächs, daß er gegenwärtig . . scher Legationsrath war und in Aufträgen seines Fürsten nach . . reiste. Dieser Umstand war für mich von Bedeutung, denn das Gelingen meiner Endzwecke beruhete auf Papieren, welche aus jener Residenz erwartet wurden. Ohne indiscret zu werden, durften wir einander wohl vertrauen, daß unsere beiderseitigen Interessen sich berührten, und da es viel zu fragen und zu erläutern gab, so vereinigten wir uns bald zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange.

„Und wo ist Ihre schöne Dame geblieben?“ fragte ich, als mein Freund mit Hut und Stock aus seinem Zimmer mir entgegentrat.

„Sie ist zu einer hier wohnenden Jugendfreundin gegangen,“ antwortete Lichtenfels, „von wo ich sie in einer Stunde abzuholen versprach. Bis dahin gehöre ich Ihnen allein an.“

(Fortsetzung.)

Eine Entführung.

(Fortsetzung)

„Ich habe Sie den Ort wählen lassen, wollen Sie auch die Waffen wählen?“

„Pistolen.“

„Mit wie vielen Zeugen?“

„Ein einziger genügt.“

„So werde ich auch nur einen bringen.“

„Gute Nacht also! Auf Wiedersehen morgen!“

Nach diesem Zwiegespräche, das durch seine charakteristische Kürze von beiden Seiten Vorbedacht verrieth, entfernte sich der Unbekannte, Spencer aber ging nicht in sein Haus, sondern begab sich auf die nächste Fiacrestation, stieg in den ersten besten Wagen und fuhr zu einem Freunde, um denselben zu bitten, ihm als Secundant zu dienen. Nachdem dies geschehen war, kehrte er in seine Wohnung zurück und legte sich nieder, ohne seiner Frau etwas zu sagen.

„Warum sollte ich sie beunruhigen?“ dachte er bei sich; „um ihre Gesinnungen kennen zu lernen? Morgen, wenn ich lebend aus dem Kampfe hervorgehe, wird sie zeitig genug Alles erfahren; bleibe ich, so will ich mit dem festen Glauben sterben, daß ich sie nur von einem zudringlichen Narren befreie. Wäre er bei seinen frechen Versuchen glücklicher gewesen, so würde er offenbar nicht sogleich bereit gewesen sein, sein Glück in einem solchen Spiele einzusetzen; wer weiß übrigens, ob er kommt! Alle diese Abenteuerfächer spielen die Helden, vergessen aber gern, sich zur rechten Zeit an den verabredeten Orten einzustellen.“

Trotz diesen Gedanken, welche einen festen Entschluß verriethen, schlief Herr Spencer diese Nacht sehr unruhig. Vor Tagesanbruch erwachte er, und um sechs Uhr bereits war er mit seinem Secundanten in Kensington.

Der Unbekannte ließ nicht auf sich warten, ehe man sich aber über die Bedingungen vereinigte, unter denen der Zweikampf stattfinden sollte, erschienen fünf bis sechs Personen, und Einer, der auf seinen Constablestab deutete, erklärte den beiden Gegnern, daß er Befehl habe, sie nicht zu verlassen, bevor sie nicht erklärt hätten, dem Duelle zu entsagen.

„Ich für meinen Theil gebe es gern auf,“ sagte der Unbekannte, „und bitte, nur zwei Sekunden lang insgeheim mit Herrn Spencer sprechen zu dürfen. Mein Herr,“ setzte er, zu diesem gewendet, hinzu, „ich sehe ein, daß die Polizei der Stadt London eifertig einem Alderman zu Hilfe kommt; wenn aber ein Alderman einen Mann von Ehre fordert, so sind solche Zeugen in dem Kampfe überflüssig.“

„Wie, Herr, Sie vermuthen . . .“

„Ich vermute gar nichts, darf aber wohl glauben, daß Ihnen diese Leute mehr bekannt sind, als mir, daß sie ganz natürlich mehr Antheil an einem Alderman nehmen, der vielleicht nächstens Lord Mayor wird, als an einem gewöhnlichen Privatmanne, dessen Namen sie höchst wahrscheinlich gar nicht kennen. Ich wünsche mir Glück, auch Ihnen meinen Namen nicht gesagt zu haben, da ich ein Interesse dabei habe, unbekannt zu bleiben; sind Sie aber ein Mann von Ehre, so werde ich Sie heute Abend an der Southwark-Brücke erwarten, damit uns ein Boot nach Greenwich bringe, wohin uns die Leute nicht verfolgen werden, die Ihnen hier zu Hilfe gekommen sind. Sie haben das erste Mal den Ort gewählt, und Sie werden nichts dagegen haben, daß ich das zweite Mal ihn bestimme, wenn Sie wirklich die Absicht haben, ein Resultat herbeizuführen. Sind wir mit unserer Auseinandersetzung vor Einbruch der Nacht fertig geworden, so werde ich noch Zeit haben, im Mondenschein vor Ihrem Hause auf und ab zu gehen.“

„Daran gedenke ich Sie wohl zu hindern.“

„Sie werden sich also an Ort und Stelle einfinden?“

„Ich werde mich einfinden.“

Damit enbigte die Zusammenkunft, und da die beiden Gegner nach verschiedenen Richtungen hin sich entfernten, so entschloß sich auch der Constabler, der keinen andern Auftrag hatte, als im Garten von Kensington den Frieden zu erhalten, seine Schaar zu entlassen.

5.

Die Fahrt nach Greenwich.

Herr Spencer frühstückte zu Hause, vermied auch jetzt noch jede Erklärung gegen seine Frau und zeigte derselben an, daß er im Club zu Mittag speisen würde. Er speisete mit seinem Secundanten wirklich da.

Sein Secundant war der Capitain der „Schönen Karoline,“ eines der Schiffe des Herrn Spencer, das seit einigen Tagen auf der Rhede von Gravesend lag, und nur auf günstigen Wind wartete, um sich nach Cuba zu begeben. James Phillips, so hieß der Seemann, hatte sich über die Art des Dienstes etwas gewundert, den sein Schiffsherr von ihm verlangt, natürlich sofort sich bereit erklärt, aber bis jetzt das Geheimniß, in welches die Sache gehüllt zu sein schien, geachtet, da er nicht zweifelte, daß nur ein sehr wichtiger Beweggrund den Alderman zu einem solchen Schritte würde haben bewegen können. An diesem Abende, bei Tische, wagte er endlich doch einige Einwendungen zu machen. Wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, so müssen wir erwähnen, daß auch der Capitain muthmaßete, der friedliche Schiffsrheder habe, wie viele Andere, die Ausforderung nur in der Ueberzeugung ausgesprochen oder angenommen, daß er das Duell verhindern lassen könnte, denn er hatte früh, als er Spencer auf den Kampfplatz begleitete, ein gewisses Zittern zu bemerken geglaubt, dagegen unwillkürlich über die bewundernswürdige Kaltblütigkeit des Unbekannten sich gefreut.

„Würde sich denn die ganze Angelegenheit nicht beilegen lassen?“ fragte er.

„Das ist nicht möglich,“ antwortete Spencer.

„Nun,“ fuhr James Phillips fort, „warum übertragen Sie denn nicht dem Ihrer Capitaine, welcher sich gerade in London befindet und der Ihnen, wie ich mich rühmen darf, völlig ergeben ist, die Entledigung einer Sache, deren Veranlassung ich nicht wissen mag? Ihre Sache ist es, die Waaren zu expediren, mir dagegen kommt es zu, dieselben sicher in den Hafen zu bringen; Sie haben die Feder, um Zahlen damit zu schreiben, ich habe Eisen, Blei und Pulver für den Fall, daß wir unterwegs auf einen Meerwolf treffen. Diesen Morgen glaubte ich, unser Gegner wäre irgend ein guter Bürger der City; Alderman gegen Alderman wäre eine gleiche Partie; der Mann aber, dem Sie sich gegenüber stellen wollen, ist, ich wette, ein Schiffs-offizier gewesen. Seine Hände haben sicherlich so oft als die meinigen Tauc regiert. Mir also dürfte es mehr zustehen als Ihnen, den Degen mit jenem Manne zu kreuzen, oder eine Kugel mit ihm zu wechseln. Sie werden mir darauf antworten, daß Sie in Ihrer Jugend mehr mit den jungen Garde-offizieren als mit den Commis Ihres Vaters umgegangen, der lange fürchtete, Sie nicht zu seinem Nachfolger zu erhalten; ich habe selbst gehört, Sie hätten damals ein Duell gehabt. Dies dürfte aber ein Grund mehr sein, Sie zu überzeugen, daß ich an Ihrem Muthe durchaus nicht zweifle. . . Sie sind jetzt verheirathet und ich glaubte, Mrs. Spencer weiß von Ihrem jetzigen Vorhaben nichts. Bedenken Sie, was sie fühlen würde, wenn sie wüßte, daß Sie jenem Manne mit dem spöttischen Lächeln gegenüberständen. . .“

James Phillips berührte mit diesen Worten eine sehr zarte Seite; ja er stellte überdies fast einen Vergleich zwischen dem Unbekannten und dem Herrn Spencer an. Wenn nun, wie man zu sagen pflegt, jeder Vergleich unangenehm ist, so ist er es besonders für einen Chemann, der nahe daran ist, seine Frau in dem Verdacht zu haben, als hätte sie bisweilen auch einen Vergleich zwischen ihrem Herrn und Gemahl und einem jüngern ritterlicheren Manne angestellt. Spencer glich indeß, ob er gleich ein Alderman war, durchaus dem Bilde nicht, das man sich von einem Alderman zu machen pflegt, der frühzeitig durch reichlichen Genuß von Schildkrötensuppe einen ansehnlichen Verbesumfang erhielt. Nein, Spencer, der noch nicht einmal vierzig Jahre zählte, war weder schwerfällig, noch häßlich, noch lächerlich, er war vielmehr unbestritten der eleganteste und fashionabelste Alderman; darf man sich aber trotzdem wundern, daß er in der Gemüthsstimmung, in welcher er sich befand, den Morgen auch bemerkt hatte, der Unbekannte sei wirklich ein schöner Mann, mit jener militairischen Grazie begabt, welche den Damen so wohl gefallen soll? Alles, was Phillips zu seinem Rheber sagte, — wir haben bei weitem nicht Alles mitgetheilt —, erhöhte nur den Haß, den Spencer im Busen trug, so daß der-

selbe sogar in die Worte ausbrach, er würde selbst dem Teufel das Vergnügen nicht abtreten, dem unverschämten, frechen Menschen eine Lection zu geben.

Es ist vielleicht ein Unglück, wenn man Alderman und verheirathet ist, einige Gewandtheit im Pistolenschießen zu besitzen, und ein Duell bestanden zu haben; es ist dies namentlich dann ein Unglück, wenn man eine junge hübsche Frau hat, eine Frau, um die sich Bewunderer drängen, und auf die man bisweilen etwas eifersüchtig ist.

„Wir wollen nun aufbrechen!“ sagte Spencer zu seinem Secundanten.

Dieser sagte nichts mehr. Während des Gesprächs bei dem Dessert hatte James Phillips dem edeln Weine tapfer zugesprochen; Spencer, der sonst sehr mäßig war, war dem Beispiele gefolgt und so brachen sie beide auf mit dem Muthe von Bierern.

An der Brücke von Southwark fanden sie den Unbekannten und dessen Secundanten, die ihnen dies Mal zuvorgekommen waren. Sie nahmen neben einander Platz in einem Boote, das schnell nach Greenwich hinabfuhr. Die vier Männer wechselten kaum einige Worte mit einander und begnügten sich mit den gemeinplätzigsten Bemerkungen über das Wetter, den Himmel und den Fluß.

Tenwärts Greenwich setzte das Boot die Männer an dem Ufer, dem berühmten Matrosenhospitale gegenüber, aus. Man suchte ein abgelegenes Plätzchen aus und fand eins, das dem Unbekannten außerordentlich gefiel. Die Gegner stellten sich einander mit dem Pistol in der Hand gegenüber, wie sie es schon früh in dem Garten zu Kensington gethan hatten. Ehe aber das Signal zum Schießen gegeben wurde, fanden sich, wie des Vormittags, zuzubringliche Zeugen ein, die wie die ersteren gekleidet, aber zahlreicher und von einem Friedensrichter mit dem kleinen weißen Stabe begleitet waren, der diesem Beamten als Scepter dient.

„Im Namen Seiner Majestät,“ sagte der Mann, „verbiete ich Ihnen, weiter zu gehen. Sie sind beide meine Gefangenen. Wer von Ihnen ist Herr Spencer?“

„Ich bin es,“ sagte der Alderman.

„Sie werden zuerst die Waffen abgeben, die ich mit Bewahren in Ihren Händen sehe. Wenn wir recht unterrichtet sind, sind Sie der Herausfordernde, und Sie müssen also zuerst, wenn Sie frei sein wollen, Ihr Ehrenwort geben, jeder weiteren Ausforderung sich zu enthalten. Auch Ihr Gegner wird jede nöthige Bürgschaft geben, und Sie von seiner Zudringlichkeit befreien müssen, — wir wissen Alles. Vor Allem, sind Sie der Chevalier de Caserte, der in der französischen Marine dient oder diente?“

(Fortsetzung folgt.)